

Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Erscheint an allen Werktagen. Abonnement in der Stadt vierteljährlich M. 1,35 monatlich 45 Pf. Bei allen wirtsch. Postanstalten und Kassen im Orts- u. Nachbarortsverkauf vierteljährlich M. 1,35, ausserhalb desselben M. 1,35, dazu Bestellgeld 30 Pf. Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Veröffentlichungsblatt

der kgl. Forstämter Wildbad, Meistern, Enzlstöckerle u.

während der Saison mit

amtl. Fremdenliste.

Inserate nur 5 Pfg. Ausserdritte 10 Pfg., die Kleinspaltige Garnanzelle. Bekommen 15 Pfg. die Pettizelle. Bei Wiederholungen entspr. Rabatt. P'onnements nach Vereinbarung. Telegramm-Adresse: Schwarzwälder Wildbad.

Nr. 9.

Freitag, den 12. Januar 1912.

29. Jahrg.

Gesetzlicher Wahlzwang?

Bei allen Wahlen steht die Frage wieder: Warum zwingt man die Nichtwähler nicht durch Strafanordnungen zur Wahlurne? Die Vollstimmung würde dann noch ganz anders als heute bei allgemeinen Reichstagswahlen zum Ausdruck kommen, wenn restlos alle Wähler ihre Stimmen abgeben würden. Außerdem würde die Wahlagitator, die ja heute doch in erster Linie der Gewinnung der Nichtwähler gilt, erheblich ruhiger sein können, und schließlich würden, so meint man, die gemäßigten Mittelparteien — was im Interesse ruhiger, stetiger Entwicklung läge — gewinnen, da gerade ihnen die extremen Parteien der Rechten und Linken auch heute schon den letzten Mann an die Urne bringen.

Diese landläufigen Gründe für die Stimmpflicht halten eingehender Kritik nicht stand. Zunächst würden die Massen der „gepreßten“ Wähler keineswegs der allgemeinen Volkstimmung Ausdruck verleihen, auch nicht die Mittelparteien stärken, sondern in ihrer Verärgerung und widerwilligen Stimmung zweifellos in ihrer Mehrheit dem Radikalismus zufallen. Und die Wahlagitator würde auch nicht viel dabei profitieren, denn die kostspieligen Veruche, Gegner zu gewinnen und zu sich herüberzuziehen, müßten doch wohl fortgesetzt werden. Ja, es müßten dann noch besondere Anstrengungen gemacht werden, um die Widerwilligen, die früher das Wahlgeschäft der Parteien wenigstens nicht direkt störten, jetzt so weit zu gewinnen, daß sie mit ihren erzwungenen Stimmabgaben zum mindesten keinen großen Unfug trieben. Zu diesen Erwägungen kommen aber auch noch positive Gründe gegen den Wahlzwang hinzu. Die Stimmpflicht würde die jetzige gute Entwicklung des freiwilligen Wählens unterbrechen. Die viel beklagte Zunahme der Wahlenthaltung findet nämlich in den Tatsachen gar keinen Anhalt. Wir hatten seit 1890 eine Wahlbeteiligung von 71,6 Proz.; 72,2 Proz. (1893); 69,1 Proz. (1898); 75,6 Proz. (1903) und 85 Proz. (1907). Das ist eine im wesentlichen steigende Beteiligungskurve, die in einzelnen Bundesstaaten bis auf 87,7 Proz. (Baden), 89,7 Proz. (Sachsen), 92,4 (Sachsen-Meiningen), 93,1 (Bremen) und 95,1 Proz. (Rußl. u. L.) gestiegen ist. Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, wird auch die kommende Wahl am 12. Jan. eine überaus starke Beteiligungsziffer aufweisen. Diesen Entwicklungsprozeß durch gesetzlichen Wahlzwang zu fördern, wäre nicht nur sehr unklug, sondern auch gefährlich. Denn das Interesse

der Volksmassen an dem Wahlausfall und damit an der Gestaltung der Geschichte des Vaterlandes würde dann gegen heute erheblich abflauen. In freiwilliger Entscheidung das dem Volk gegebene Wahlrecht ausüben, auch wenn mit der Ausübung unter Umständen Zeitverlust, Gewinnminderung, Berufschädigung verbunden ist, das wirkt erzieherisch. Aber gezwungen durch hohe Strafanordnungen zur Wahlurne kommen und widerwillig einen Stimmzettel hineinwerfen, das wirkt politisch demoralisierend.

Wichtiger noch ist das Bedenken der praktischen Undurchführbarkeit des Wahlzwangs in einem so großen Reich wie Deutschland. Wer wollte die vielen Hunderttausenden von Entschuldigungszetteln, die aus dem Heere der 13 Mill. deutscher Reichstagswähler sicherlich abgeben würden, schnell und objektiv auf ihre Stichhaltigkeit hin prüfen? Wie hoch sollten die zu verhängenden Strafen sein, um bei den verschiedenen zahlungsfähigen Wählern gleichmäßig anzuwendend zu wirken? Ein Jahressteuerfag? Wo sind die zahllosen Beamten, die in den hunderttausend Fällen die Steuerkataster — wenn es einheitliche für ganz Deutschland gäbe — nachschlagen, die Strafen ausschreiben, überprüfen, zustellen, eintragen, erhobene Widersprüche kontrollieren, gerecht entscheiden? In Wirklichkeit hat sich denn auch die allgemeine Wahlpflicht in den Staaten, in denen sie eingeführt wurde, durchaus nicht glänzend bewährt. In Belgien ist seit ihrer Durchführung (1893) die allgemeine Beteiligung an den Wahlen nicht immer ständig und nicht gleichmäßig gewachsen; trotz Sonntagswahlen, Pluralwahlsystem und freier Eisenbahnfahrt am Wahltag. In der Schweiz haben manche Kantone eine geschichtlich gewordene Erscheinungspflicht (nicht Stimmpflicht) eingeführt; aber dort handelt es sich um kleine Verhältnisse, die sich mit den weit größeren des deutschen Reichs gar nicht vergleichen lassen. Uebrigens ist der Wahlzwang in der Schweiz neuerdings in Kantonen, die ihn noch nicht hatten, abgelehnt und bei den Bundeswahlen zur Eidgenossenschaft, die unseren Reichstagswahlen noch am ehesten entsprechen würden, nie eingeführt worden. In 6 österreichischen Bundesstaaten ist durch den eingeführten Wahlzwang für die Landtagswahlen zwar die Beteiligung gewachsen, aber vermehrt haben sich auch die leeren weißen Stimmzettel! In den Ländern ohne Wahlzwang wurden auf 1000 nur 3 leere Zettel abgegeben, in den Wahlpflichtländern 14 leere. Und die österreichische Wahlbeteiligungsziffer beträgt trotz des Zwangs in den 6 Landtagen heute erst immer nur

84,6 Proz., während sie bei den letzten Reichstagswahlen in Deutschland 85 Proz. (genau 84,7 Proz.) der Wahlberechtigten ausmachte. Wie immer man also das Problem des gesetzlichen Stimmzwangs beleuchtet, ob theoretisch oder ob praktisch, so sprechen gewichtige Gründe dagegen und kein einziger überzeugender dafür. Es hat sich deshalb auch im Reichstag trotz verschiedener Anregungen seither auch keine praktische Aktion zu Gunsten der Einführung des Wahlzwangs ermöglichen lassen. Von berühmten Juristen ist nur Prof. Laband öffentlich für die Wahlpflicht eingetreten. Man wird also gut tun, wenn man jetzt während des Wahlkampfes und auch in nächster Zukunft lieber alle Kräfte auf Steigerung der freiwilligen Wahlbeteiligung konzentriert, als wenn man Phantomen nachjagt, die sich doch nicht verwirklichen lassen.

Deutsches Reich.

Ein Rückblick auf die letzte Reichstagswahl.

Die Reichstagswahl 1907, die durch die Auflösung des Reichstags Ende 1906 hervorgerufen wurde, brachte die Wahlen von 1903 ein für manche Fraktionen verschiedenes Resultat. Die Konservativen, 1903 mit 51 Mann gewählt, bei der Auflösung 52 Mann stark, rückten mit 62 Abgeordneten in den Ballotbau ein, sie hatten somit eine Zunahme von 11 Sitzen zu verzeichnen. Die Deutsche Reichspartei zog 23 Mann hoch ein, was gegen 1903 eine Zunahme von 4 Abgeordneten bedeutete. Das Zentrum kam mit 106 Deputierten, 5 mehr als 1903. Gleichen Zuwachs erhielten die Nationalliberalen, sie stiegen von 49 auf 54 Sitze. Die freisinnigen Parteien eroberten 13 Sitze, statt 36 zählten sie nunmehr 49 Mitglieder. Auch die Polen nahmen zu um 4 Sitze, von 16 stiegen sie auf 20 Mandate. Reformpartei und Wirtschaftliche Vereinigung eroberten 10 Sitze, sie zogen 28 Mann hoch in den Reichstag ein. Die Wilden und Sonstigen sanken dagegen von 27 auf 14 Abgeordnete. Am schwersten aber traf die Reichstagswahl von 1907 aber die Sozialdemokraten. 1903 im Besitze von 81 Mandaten, von denen während der Legislaturperiode nur 2 verloren gingen, brachte der Volkszettel bei der Reichstagswahl von 1907 der Partei nurmehr 43 Sitze, ein Verlust von fast der Hälfte der Mandate von 1903.

„Frauensieg“

Roman von Ludwig Biró

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie zogen nach Ofen; die Wohnung war bequem, der Garten groß und schön. Adam arbeitete fleißig, und auch Edith fühlte sich wohl. Täglich lustwandeln sie stundenlang im Garten. Es war Frühling, und Adam freute sich zum ersten Male in seinem Leben über den Lenz; es waren stille, aber große Freuden, er beobachtete das Spritzen und Bläsen der Bäume, deren süßen Duft er in vollen Zügen einatmete und deren Blüten er mit zärtlicher, liebevoller Hand berührte; er war glücklich, als die Luft wärmer, das Wetter sinder wurde und er sich der Sonne zuwenden konnte, so daß die warmen Sonnenstrahlen sein des Lichts herabaus Anlit mit ihrem Schein bedeckten.

XVII.

„Kornel“, sagte Edith in der Mitte des Sommers, „ich werde Doktor Zubasz schreiben und ihn bitten, uns zu besuchen.“

„Wozu?“

„Ich will mit ihm reden, ich will Dich nicht allein lassen, und . . . und ich will doch mit ihm sprechen.“

„Was? Wovon? Fühlst Du Dich etwa nicht wohl?“

„Doch. Aber . . .“

„Aber?“

Die junge Frau beugte sich über ihn und fragte ihn leise und in geräuschem Ton:

„Kornel, würdest Du Dich freuen, wenn wir ein Kindchen bekämen?“

Adam erbeute, verharrete eine Sekunde vollkommen regungslos, dann neigte er sich egriffen, erschütterter aber fe:

„Du glaubst?“ hauchte er flüsternd.

„Ja.“

Adam umschlang sie, zog sie fest an sich und drückte und herzte sie lautlos, stamm, in unsäglicher Entzückung.

„Edith“, sagte er dann innig, „Edith, Du mein

teures Weib, welch stille Freude, welch unendliche Güte, welch gesegnetes Glück!“

„Freust Du Dich?“ fragte sie.

„Ja, ja!“

„Nicht wahr, das Leben hat seine Freuden? Nicht es ist gut, zu leben?“

„Ja.“

„Nicht wahr, es lohnt sich, zu leben? Nicht wahr, Du mußt leben?“

„Ja.“

„Nicht wahr, wir wachsen einander lieben? Es ist gut, daß wir uns lieben?“

„Ja, Du Liebe, Du Einzige, Du Erlöserin.“

Adam jubelte, schmiedete Zukunftspläne, versprach, viel Geld aufzukäufen, viel, viel Geld für das Kind. . . Dann aber, langsam, nach und nach erkaltete er, ward immer schweigsamer, verstummte fast gänzlich, ging auf die Veranda hinaus, legte sich nieder und versank in düsteres Gräbeln.

Am anderen Tage kam Doktor Zubasz. Er untersuchte die junge Frau und stürmte dann zu Adam hinein, ihm freudig zuschmetternd:

„Ich gratuliere, Kornel! Das ist aber mal 'ne Freude!“

Adam nickte herb. Der Doktor plauderte gut gelaunt, lachte und scherzte; Adam stand auf und trat auf ihn zu:

„Hans“, fragte er ihn leise, „wo ist Edith?“

„Sie ist hinausgegangen, um mir einen kleinen Jubel zu holen.“

„Sage, Hans“, fragte Adam flüsternd, „wie kommt das, daß dies so spät . . . daß es erst jetzt?“

„Ach, mein Gott“, entgegnete der Doktor, „ich glaube, weil Deine Frau bisher sehr blutarm war. Ihr tut es gut, daß Ihr hier draussen wohnt.“

„Hans, sage mir, allen Ernstes, ist das möglich?“

Der Doktor starrte ihn verblüfft an.

„Wie zum Teufel sollte es denn nicht möglich sein?“ erwiderte er Argerlich. „Ja, was fehlt Dir denn schon wieder?“

Adam gab keine Antwort. Er schwieg mit verbitterter Miene. Dann kam Edith, der Doktor setzte sich zum Essen nieder, auch Adam holte sich einen Sessel, der Doktor und die junge Frau plauderten, er aber nagte sich schweigend die Lippen.

Am nächsten Tage fragte sie ihn:

„Kornel, mein Teurer, warum bist Du so mißgestimmt?“

„Ich bin nicht mißgestimmt.“

„Doch, freust Du Dich denn nicht mehr?“

Adam blieb stumm.

„Du freust Dich nicht“, sagte die junge Frau in wehmütigem Ton. „Ich sehe es Dir an, daß Du Dich nicht mehr freust.“

Adam schwieg verbittert.

„Kornel, Teurer“, flehte sie, „sage mir, was Dich kränkt. Sei doch aufrichtig zu mir. Ich sage Dir frei und offen alles, was ich denke.“

„Alles?“

„Alles, Kornel. Ich sage Dir alles. Habe auch Du Vertrauen zu mir und teile mir alle Deine Gedanken mit. Es ist viel besser, wenn Du sie gerade heraus sagst, dann reden wir darüber, und Du kränkst Dich nicht länger. Sage es mir! Warum bist Du so mißgestimmt?“

Adam zauderte, blieb stumm, sie aber bat und bettelte so lange, bis er schließlich herausstieß:

„Ich . . . ich fürchte mich vor dem Kind.“

„Du fürchtest Dich?“ fragte sie staunend. „Warum?“

„Wenn wir ein Kind haben, so . . . so wird es mich nicht lieben . . . es wird mich auslachen . . . mich verspotten! . . . Und ich sehe es nicht!“

„Kornel, mein Lieb, glaube doch nur so etwas nicht! Kornel, mache Dir doch keine solchen Gedanken! Weist Gott, wie konnte Dir so etwas nur in den Sinn kommen?“

„Jedes Kind ist unbarmherzig, grausam, Edith.“

Fortsetzung folgt.

Württemberg.

Zur Gewerbesteuererschätzung.

Die Gewerbesteuererschätzung wird seit einiger Zeit jedem Gewerbetreibenden mitgeteilt und in einer Anmerkung auf der amtlichen Mitteilung die Berechnung des Steuerkapitals für die Staats- und Gemeindesteuer mitgeteilt. Bestehen wird aber die Anmerkung der Jährteste nicht. Es wäre besser, und verständlicher, wenn die Form der Anmerkung klarer gefaßt wäre. Die Anmerkung lautet: Anmerkung: Aus vorstehendem Steuerkapital berechnet sich die Steuer wie folgt: 1. Bei der Staatssteuer sind nach Art. 107 des Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuergesetzes vom 28. April 1873/8. August 1903 (Reg. Bl. von 1903 S. 344) zunächst abzuziehen: 1. an einem Steuerkapital von 1—1000 M 60 Proz., 2. an einem Steuerkapital von 1001 bis 5000 M 50 Proz., 3. an einem Steuerkapital von 5001 bis 10000 M 40 Proz., 4. an einem Steuerkapital von 10001 bis 30000 M 30 Proz., 5. an einem Steuerkapital von 30001 M und mehr 20 Proz. Der Betrag der Staatssteuer ergibt sich alsdann durch Multiplikation des durch den Abzug gekürzten Steuerkapitals mit dem durch das jeweilige Finanzgesetz bestimmten Steuersatz. 2. Bei der Gemeindesteuer sind die vorstehenden Abzüge nur in denjenigen Gemeinden, welche eine Gemeindeeinkommensteuer erheben und nur im hälftigen Betrag zu machen (Ode. Str. Ges. vom 8. August 1903 Art. 12). Der Betrag der Gemeindesteuer ergibt sich durch Multiplikation des hienach verbleibenden Steuerkapitals mit dem jeweiligen Prozentsatz der Gemeindeumlage. Nun mache sich ein Gewerbetreibender ohne kaufmännische Bildung, ja auch mancher mit kaufmännischer Bildung werden es nicht fertig bringen, einen Rezs daraus. Wäre es nicht viel klarer und verständlicher, wenn die Anmerkung einfach lautete: Aus dem Steuerkapital berechnet sich die Steuer wie folgt:

1. an einem Steuerkapital von 1 bis 1000 M sind 50 Proz. staats- und 75 Proz. gemeindesteuerpflichtig.
2. an einem Steuerkapital von 1001 bis 5000 M sind 60 Proz. staats- und 80 Proz. gemeindesteuerpflichtig.
3. an einem Steuerkapital von 5001 bis 10000 M sind 70 Proz. staats- und 85 Proz. gemeindesteuerpflichtig.
4. an einem Steuerkapital von 10001 bis 30000 M sind 80 Proz. staats- und 90 Proz. gemeindesteuerpflichtig.
5. an einem Steuerkapital von 30001 M und mehr sind 80 Proz. staats- und 90 Proz. gemeindesteuerpflichtig.

Es wird z. B. vom Kameralamt mitgeteilt, das Gewerbesteuerkapital beträgt 800 M, dann sind 40 Proz. staatssteuerpflichtig, das sind 32 M und 70 Proz. gemeindesteuerpflichtig, das sind 56 M, gibt bei 2,1 Proz. Staatssteuersatz 67 Pfennig Staatssteuer und bei 5 Proz. Gemeindeumlage 2,80 M Gemeindesteuer. Das Steuerkapital macht 5700 M, dann sind 60 Proz. staatssteuerpflichtig, das sind 3420 M, tut 71 M 82 Pf., Staatssteuer und 80 Proz. gemeindesteuerpflichtig, das sind 4560 M, tut bei 10 Proz. Umlage 456 M Gemeindesteuer. Der Staatssteuersatz ist für das ganze Land gleich, die Gemeindeumlage ist verschieden. Der Umlagesatz ist in verschiedenen Gemeinden auf dem Steuerzettel oder im Steuerbüchlein ersichtlich. Wo nicht, kann er auf dem Rathaus erfragt werden.

Das Jesuitengesetz in Württemberg.

Ueber die Handhabung des Jesuitengesetzes, die in den letzten Tagen im Anschluß an die bayrischen Vorgänge erörtert wurde, erklärt sich der „Staatsanzeiger“ zu der Feststellung ermächtigt, daß in den letzten zehn Jahren kein Fall zur Kenntnis der beteiligten Ministerien oder des katholischen Kirchenrats gelangt sei, daß in Württemberg Exerziten von einem Mitglied der Gesellschaft

Jesu geleitet worden seien. Vor zehn Jahren hat der katholische Kirchenrat dem Superior einer württembergischen Kongregation, in deren Räumen ein Jesuitenpater Exerziten abgehalten hatte, mit der Genehmigung des Kultusministeriums eröffnet, daß den Mitgliedern des Jesuitenordens durch die auf Grund des § 3 des Jesuitengesetzes erlassene Bekanntmachung des Bundesrats vom 5. Juli 1872 die Ausübung einer Ordensstätigkeit und somit auch die Leitung von Exerziten im Gebiet des Deutschen Reiches unterjagt sei, und zugleich die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß man lästighig bei Berufung oder Zulassung von Exerzitengeistlichen von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu absehen werde. Eine weitere Eröffnung dieses oder ähnlichen Inhalts sei nicht erfolgt. Die in einigen Blättern aufgestellte Behauptung, die württembergische Regierung habe in den letzten Tagen unter Weiterinterpretation des Jesuitengesetzes in immer größerem Umfange Jesuitenexerziten zugelassen, sei somit ebenso unbegründet wie die von einem auswärtigen Blatt verbreitete Angabe, es sei in neuester Zeit bezüglich der Zulassung von Jesuitenexerziten eine staatliche Weisung an die Superiorien württembergischer Kongregationen gerichtet worden.

Die Fürsorge für die Kriegsteilnehmer.

Gegenüber dem von sozialdemokratischer Seite erhobenen Vorwurf, daß vom Reiche für die Veteranen bis jetzt noch gar nichts geschehen sei, zählt der Staatsanzeiger die tatsächlichen Leistungen des Reiches für die Teilnehmer an dem Kriege von 1870/71 und früheren Feldzügen, sowie für ihre Hinterbliebenen auf. Bereits 1910 bezifferten sich die Ausgaben des Reiches für diesen Zweck insgesamt auf nahezu 1 1/2 Milliarden. Aus dem Dispositionsfonds des Krieges wurden seit 1884 40—50 Millionen bezahlt. Durch das Reichsgesetz von 1895 für Reichsbeihilfe an solche Veteranen, die keine Schädigung ihrer Gesundheit erlitten haben, aber später erwerbsunfähig geworden sind, wurden außerdem jährlich je 120 M an etwa 15 000 Mann bezahlt, was bis zum Jahre 1910 insgesamt 23,6 Millionen Mark ausmachte. Seit 1895 ist dieser Posten auf 196 1/2 Millionen aufgelaufen. In dieser Fürsorge für Veteranen, die im Kriege keine Beschädigung erlitten haben, ist das Deutsche Reich allen anderen europäischen Staaten weit voraus. Ferner hat die Privatwohlthätigkeit seit vielen Jahren reiche Fürsorge geleistet. So hat der württembergische Landesverein der Kaiser Wilhelm-Stiftung seit 1871 gegen 1 1/4 Millionen Unterstützungen gegeben. Viele Kriegsteilnehmer haben Anstellung im Staatsdienst, bei Körperschaften und Privaten erhalten. Außerdem hat der württembergische Kriegerbund aus seinen eigenen Kassen und Stiftungen seit 1877 mehr als 1 1/2 Millionen gegeben und der Anstalt für den Kriegerbund verteilt jährlich im Reiche über 5 Millionen. Die neuerdings ausgeworfene Forderung, jedem Veteranen vom Feldwebel abwärts einen jährlichen Ehrensold von 500 M zu bezahlen, würde jährlich 200 Millionen Mark erfordern, über deren Aufbringung nur schwer eine Einigung zustande kommen dürfte.

Weinsberg, 10. Jan. Das Denkmal Kerner's, das 1865 nach den Plänen von Beyer und Koller errichtet wurde und aus zwei ionischen Halbsäulen besteht, zwischen denen unter einem Halbkreisbogen das in Erz gegossene, überlebensgroße Profil des Dichters Platz gefunden hat, wird mit dem Einverständnis der noch lebenden Mitglieder der Familie Kerner, Frau Hofrat Kerner und Medizinalrat Kerner in Wehr, dem hiesigen Justus Kerner-Berein unter Zuweisung des Denkmalfonds in Höhe von 940 M zur Unterhaltung überlassen. Die Gemeindeglieder haben die Bedingung daran geknüpft,

Die letzten Herren von Teck.

(Fortsetzung.)

„Seht“, begann von Dw mit gedämpfter Stimme, „hier links, der schwarze Klumpen, ist der Wielandstein. Wohl war's, vor Zeiten eine stattliche Burg, deren Herren aber gegen die bösen Nachbarn sich nicht halten konnten; schon ist das Dach eingestunken, und bald werden auch die Mauern gefallen sein. — Hier mehr rechts, auf dem Felszahn, seht Ihr den Turm der Dieboldsburg, wo wir unser Nachlager suchen wollen, und dort, wie aus der Luft herab, blinken die Fenster des Söllers vom Rauber. Da jechen Leute, vor denen Gott und alle guten Christen bewahren wolle. Wähten sie, daß wir hier reiten, wir hätten heut' Abend noch einen grimmigen Strauß zu bestehen, der uns Beiden leicht Leib und Leben kosten könnte.“

Sie waren indes der Dieboldsburg näher gekommen und wurden nach misstrauischen Fragen durch besonders feste Augenworte und endlich durch das enge Haupttor eingelassen. Ein finsterner alter Mann empfing sie dennoch wohlwollend, und führte die Ritter in einen Saal, an dessen Wänden viel altes Gewaffen umherging, welches Herzog Conrad mit ritterlicher Freude betrachtete, als drei Rüstungen, die mit schwarzem venetianischen Flor umhängt waren, ihm schier schauern machten. Die dazu gehörigen Schwerter hingen zerbrochen daneben, und eben wollte der Fürst nach der Bedeutung dieser Trauermale fragen, als ein Blick des Ritters von Dw ihm die Lippen schloß. Eine schöne, milde Frau brachte Wein und bot mit gewinnender Freundlichkeit Obst, Brod und gutes Wildpret, dann setzte sie sich zur Kunkel, die in einer Fensterische stand. Conrad von Teck hatte Hunger mitgebracht, dennoch aber ah er nicht mit dem Behagen, mit dem er sonst bei Tafel saß; die Gastlichkeit dieses Paars hatte etwas Düsteres, ja Unheimliches, welches seiner harmlosen Weise keineswegs zusagte. Mehrere Male versuchte er, mit dem Burgherrn ein Gespräch anzuspinnen, doch schon nach der zweiten Gegenrede war es erloschen. „Ihr habt schlimme Nachbarn, wie ich höre, eble bedauern!“

Die Frau erschrak fast ob der Anrede, sie blickte mit Frau“, begann er jetzt zu der Wirtin, „das muß ich sehr

weiten blauen Augen den Gast an, und dann durch's Fenster in die Nacht hinaus zur Seite, wo der Rauber hell erleuchtet schimmerte.

„Sie mögen allerdings nicht gar hold gesinnt sein“, antwortete sie leise, „doch sind wir zufrieden, wenn sie uns in Frieden lassen.“

Da erhob sich hinter dem gewaltigen Ofen eine dünne, zitternde Stimme:

„Wir haben Kolben und Schwerter, fünf Finger an jeder Faust. Dazu ein Herz im Leibe; jezt komm, wenn du dir's traust!“

so sang sie. Der Ton klang matt, doch scharf und bitter trotzig. Die Frau sprang auf und ging leisen Schrittes in den dunklen Winkel, aus dem der Sang kam; dort sprach sie leise, beschwichtigende Worte, die dumpf erwidert wurden; dann plötzlich erhob sich wieder der Sang fortjährend:

„So sprachen, als dem Reiche Hunnenfürsten drohten, Herr Erdinger Berchthold, des Königs Kammerboten.“

„Und wir“, fuhr die Stimme zornig fort, „warum sollen wir jeig und schweigend Unbill ertragen? Hast du nicht Kolben und Schwerter, fünf Finger an jeder Faust? — Doch das Herz im Leibe, das fehlt dir!“

„Schweig, Großmutter“, entgegnete der Burgherr in verbissenem Grimm, „tenu Ihr den Landfrieden des Kaisers Rudolph nicht? Soll der Henker noch mehr des besten Schwabenblutes vergießen?“

„Nein, o nein!“ kreischte die Alte plötzlich auf; aus dem Dunkel hervor kam eine Gestalt, schier grauenhaft anzusehen, wie eine Mumie aus tausendjährigem Grabe erstanden; fleischlose Arme streckte sie aus, Finger wie Krallen eines Raubvogels strebten sich flehend zu falten. In den florumhüllten Rüstungen schleppte sie sich, und lästete die Griffe der zerbrochenen Schwerter mit lesem Wenen. — Conrad von Teck war vom Tische aufgesprungen und blickte schauernd zu der Alten hinüber; tragend sah er den Ritter von Dw an, doch der schüttelte nur traurig das gefenkte Haupt, als die Greisin selbst die Rede an ihn richtete. Rotumrandete Augen wandte sie ihm zu, die hämonisch funkelten, und einen gelbgrünen Nisselzweig hielt sie in der Knochenhand.

„Wie kommt Ihr hierher,“ frug sie, „auf diese einsame, von Menschen gemiedene Burg, die einst die Strahlendste im ganzen Alemannien war? Treibt Euch Rot hierher auf die hemooste Schwelle, so seid willkommen;

daß der jeweilige Stadtvorstand Sie und Stimme im Ausschuß des Kernervereins hat.“

Diehtigheim, 10. Jan. Anlässlich des 100. Geburtstages des berühmten Eisenbahnbaumeisters Egel, (eines geborenen Heilbronners), sei auch an den unter jener Oberleitung 1851—53 erbauten hiesigen Enzviadukt erinnert. Dieser einzigartige Brückenbau dient der Eisenbahnlinie Diehtigheim-Nühlader zur Ueberschreitung des hier sehr tief eingeschnittenen Enztals. Die Brücke ruht auf 20 mächtigen, 2,3,8,2 Meter starken Freispieilern mit je 10 Meter Spannweite, ist von Landspieiler zu Landspieiler 286 Meter lang, mit 8 Meter breiter Fahrbahn und erhebt sich 31,5 Meter über dem Wasserspiegel der Enz. Zu ihrer Herstellung mögen wohl 20 000 Kubikmeter Werksteine — Keupersandsteine aus den Bräcken von Maulbronn, Gündelbach und Elebronn — Verwendung gefunden haben. Die Gesamtkosten haben sich auf rund 1 080 000 M belaufen.

Naß und Fern.

Hochwasser.

Stuttgart, 10. Jan. Der Neckar fährt seit gestern Hochwasser und überflutet an den Cannstatter Kfern den Wasen und ein beträchtliches Stück der Neckar-Insel. Seit heute Morgen ist das Wasser über 40 Zentim. gestiegen und die Fluten kommen mit solcher Wucht dahergesührt, daß bereits bei den Bauarbeiten der neuen Eisenbahnbrücke am Rosenstein beträchtlicher Schaden angerichtet worden ist. So wurde ein großes Brückenboot, auf dem eine schwere Daggerrmaschine in Betrieb stand, ungefähr 50 Meter weit fortgerissen und gegen das andere Ufer getrieben, wo das Boot mit der Maschine im Neckar versunken ist. Der über den Fluß am Rosensteintunnel führende Lauffteig und die darauf befindliche Schienenbahn mußten im Laufe des Tages abgetragen werden. Das anhaltende Steigen des Neckars hat zur teilweisen Einstellung der Bauarbeiten an den Brückenpfeilern geführt.

In Freiburg sind eine Frau und ein Mädchen im Hochwasser der Dreiam ertrunken.

Bermischtes.

Verbrennungstod.

Wenn ein Mensch sich schwer verbrüht oder verbrannt hat, ist er selten vor dem Tode zu retten. Ja, es kann vorkommen, daß die Verbrennungen auf verhältnismäßig kleine Körperbezirke ausgedehnt sind und der Verlegte doch sterben muß, trotz aller ärztlichen Kunst. Unbegreiflich, sagen die Laien; auch die Ärzte schütteln den Kopf. Denn es scheint der schlimme Ausgang in einem ganz ungeheuerlichen Verhältnis zu dem sichtbaren Schaden zu stehen, den der Körper erlitten hat. Gewiß; die Haut eines bestimmten Körperbezirkles ist zerstört, und die unmittelbar darunterliegenden Gewebe wurden bei dem Unfall so angegriffen, daß sie die Schutzdecke nicht mehr erneuern können. Damit hat auch das Arbeitsfeld bestimmter Funktionen, die an die Haut gebunden sind (Hautatmung, Wärmeausgleich u. s. f.), an Aktionsfläche verloren. Aber diese Funktionen scheinen doch nicht so elementar, daß die Einbuße an Umsatz, die sie durch Beschädigung ihres Arbeitsfeldes erleiden, imstande sein sollte, das ganze Lebensgetriebe zum Stoden zu bringen. Wenn zwei Drittel der Körperoberfläche verbrannt waren, konnte man sich wohl derartige Folgen denken. Wie aber, wenn ein Kind, das sich den Arm schwer verbrüht hatte und nach dem Dazufahren von ärztlichen Autoritäten ganz außer Lebensgefahr war, nach drei bis acht Wochen doch starb?

oder ist es Waldur, der Hort der Wandernden, so eht mein Brod und trinkt aus Erchingers Becher. Ist es aber Neugier, die Lästige und Berhärte, so soll Feuris, der Höllenwolk, Euch geleiten und tüchtiger Nord Euch empfangen auf des Hauses Flur!“

„Hört auf, Großmutter“, rief der Burgherr mit drohender Stimme, „diese Ritter hat das Unwetter zu uns getrieben. Sie wußten wohl nicht, daß hier im alten Eulenturm noch die Lekten unseres unseligen Geschlechtes sich verbergen, und du wirst allemannische Gastlichkeit nicht von unserem Herde vertreiben wollen.“

„Ja wahrlich“, bestätigte Herzog Conrad, „ich wußte nichts von Eurer Burg und dem Schicksale ihrer Bewohner. Ich bin vom Stamme der Jähringer und auf unwegsamem Pfade von Sturm und Nacht hierher getrieben.“

„Und warum bleibst du nicht zu Haus, auf deiner ragenden Teck?“ frug feindlich die Brude. „Woh' heint und pflege deinen Sohn; es wird dir nicht lang vergönnt sein, es zu tun.“

Conrad starrte schreckensbleich die Alte an. „So soll es mir nicht erlaubt sein, meinen Friedrich zu erziehen,“ flammelte er, „und mit mir soll mein Stamm erlöschen?“

„Frage nicht, deute meine Reden nicht“, kreischte die Mumie. „Danke dem Himmel, ihr blödes Volk, daß ihr nichts von dem Gewebe der Zukunft überseht! Was ihr im Dunkel webt, zu seinem Heil weiß es kein Weber. Im Irren ist euer Glück.“

„O, bei allen Göttern Eurer Jugend, wenn Ihr es wißt, erfahrene Frau“, flehete der Herzog, „so gebt mir die Beruhigung, daß mein Sohn nicht ohne Nachkommen absterbe. Ein Gesicht, welches mir unten am Fuße der Teck in dunkler Nacht geworden, gibt mir des Rätselhaften schon allzu viel!“

Die Alte sah ihn durchdringend an; ihre faltigen Wangen zuckten, wie zu höhnischem Lächeln. „Du beschwörst mich bei den Göttern meiner Jugend“, murmelte sie, „und dir soll Wahrheit werden: Am den Sarg deines Sohnes Friedrich weinen ja n j e h n eigene Kinder auf der Teck!“

„Gott Lob!“ seufzte Conrad, „und der Letzte dieser Fünftzehn?“

„Er stirbt als Patriarch!“ war die eintönig dumpfe Antwort.

Man theoretisierte hin und her. Erst genaue Studien über den Verlauf des Krankheitsbildes ließen die Hoffnungen aufkommen, daß man jene, wie es schien, tief im Innern des Organismus liegende Zentrale, in der sich der Brandshaden in eine so furchtbare Wirkung umsetzte, aufdecken werde. Man bemerkte nämlich, daß der Verlauf der Krankheit dem einer schweren Vergiftung sehr ähnlich sei. S. Pfeifer untersuchte daraufhin den Harn stark verbräuter Tiere und fand, daß in ihm eine Substanz enthalten ist, welche anderen Tieren unter die Haut gespritzt, in der Tat schwere Vergiftungsercheinungen zur Folge hatte und die Patienten schließlich an einer Art Nierenentzündung eingehen ließ.

Die giftige Substanz des Verbrennungsharns wurde daraufhin von einem anderen Forscher auf ihre Beschaffenheit untersucht. Es wurden dabei zwei Körper rein dargestellt, von denen einer spurenhaltig auch im normalen Harn sich findet, reichlich dagegen nur im Verbrennungsharn und Verbrennungsharn aufzutreten pflegt. Wie sie heißt, ist für uns Nebenache; man kennt ja die schrecklichen Namen, die unsere Chemiker machen. Beachtenswert dagegen ist, daß Dr. R. Heyde (Marburg) mit diesem Stoff eine Reihe von Versuchen angestellt hat, über deren Ergebnisse er in einer schon erschienenen Abhandlung (Physiologisches Zentralblatt) berichtet. Zunächst spritzte er Mäusen kleine Mengen davon ins Blut. Schon nach wenigen Minuten begannen sie die Herrschaft über ihre Glieder zu verlieren, später wurde die Atmung gestört, schließlich starben sie unter Lähmungsercheinungen, die er erachtet das nämliche Krankheitsbild, wie bei der Einimpfung von Verbrennungsharn oder Verbrennungsharn. Nachweislich bestätigten das Ergebnis; zugleich ergaben Experimente mit anderen verdächtigen Bestandteilen des Verbrennungsharns, daß sie als giftige Erreger nicht in Frage kamen. Noch wichtiger war, daß von Heyde festgestellt wurde, es bilde sich jener gefährliche Körper — wahrscheinlich unter Mitwirkung von Fermenten — überall, wo Eiweiß sich (im Körper) selbstständig zerlegt. Wurde nämlich einem Tier der verbrannte Hautlappen sofort herausgeschnitten und einem gesunden Artgenossen eingesetzt, so blieb das sofort operierte (verbrannte) Exemplar gesund, während das andere nach etwa zwei Stunden zu erkranken begann und zwar unter den typischen Verbrennungsercheinungen. Wurde die Übertragung der verbrannten Haut dagegen erst längere Zeit nach der Katastrophe vorgenommen, so erkrankten beide Tiere, der Spender der Haut und ihr Empfänger, und gingen unter den bekannten Erscheinungen des Verbrennungstodes ein. Es hat also etwa zwei Stunden nach dem Unfall in den verbrannten Schichten die Bildung eines Stoffes an, der allmählich den ganzen Körper vergiftete.

Es wird Aufgabe der Wissenschaft sein, einen Gegenkörper herzustellen, der den anderen unschädlich macht oder seine Bildung verhindert. Herr Heyde legt die Versuche in dieser Richtung fort.

Ein Restaurant ohne Bedienung.

Man schreibt der „N. O. C.“ aus Paris: Die Trinkgelbterge gehört zu den ewigen Fragen, deren vollkommene Lösung bisher noch niemand glücken wollte. Nun, jetzt scheint ein Pariser Restaurateur auf dem besten Wege zu sein, die Frage gänzlich aus dem Wege zu räumen. Er ist im Begriff, ein Restaurant zu gründen, dessen Gesamtbetrieb auf stündlicher Verwendung der elektrischen Kraft beruhen soll. In diesem Restaurant ist es keine Kellner und keine Bedienten, wird es überhaupt keine den Gästen sichtbare dienende Wesen geben. Neben der kleinen, mit rosafarbenem Schirm verhangenen Kampe, die jeden Tisch erhellt, steht ein zierliches Telephon, durch dessen Hilfe man sich mit dem im Untergeschoss befindlichen Wirtschaftsräumen in Verbindung setzt und angibt, was man an Speise und Trank zu haben wünscht. Ein paar Sekunden später ist der Tisch in der Mitte, das Verlangte steigt aus der Tiefe heraus und steht, in appetitlicher Weise zubereitet und angerichtet, vor dem Gaste. Das Fortnehmen der gebrauchten Teller, Messer, Gabeln usw. vollzieht sich auf dieselbe Art und das ganze Mahl wird beendet, ohne daß sich irgend ein Angestellter des Restaurants gezeigt und die Unterhaltung durch seine Nähe und Neugier gehindert hätte. Ist der Augenblick des Aufbruchs gekommen, so erscheint die Rechnung ebenfalls durch die Mitte des Tisches, der Betrag wird der gleichen Beförderung anvertraut und keine Hand streckt sich dem Gaste trinkgeldbedürftig entgegen. So wird das Märchen vom „Tischlein deck dich“, an dem wir uns in unserer Kindheit ergötzen, im Zeitalter der Technik erfreuliche Wahrheit.

Schwachheit, dein Nam' ist Mann!

In einer Theater-Plauderei des „Fremdenblattes“ wird eine Unterhaltung mit der bekannten dramatischen Sängerin Ethyl Walker wiedergegeben und dabei auch ein ergötzlicher Vorfall erzählt, den die Künstlerin vor einigen Jahren in San Franzisko erlebte. Dieses Erlebnis gab sie in einem Hamburger Hotel zum Besten, als sie, inmitten einer größeren Gesellschaft, sich zum Diner begab. „Auf dem Weg zum Speisesaal wollte ihr ein Diener den Pelz abnehmen. Um keinen Preis trennte ich mich von meinem Pelzmantel“, rief Miß Walker, „er ist mir so teuer wie mein Augapfel!“ Und zu uns gewendet, fügte sie hinzu: „Sie begreifen doch, warum?“ „Keine Ahnung“, erwiderten wir. „Diesen Pelzmantel“, sagte die Künstlerin, „hab ich mir während des Erdbebens von San Franzisko aus meinem Hotelzimmer geholt, das ich bereits glücklich, allerdings im Nachthemd, verlassen hatte!“ — „Ja, wissen Sie“, fuhr Miß Walker fort, „daß ich diesen Pelz noch besitze, das bedeutet einen Triumph meiner Weisheit gegenwart!“ „Wir Mitglieder der Conried-Truppe wohnten damals in verschiedenen Etagen des auf „Erdbebensicheren“ erbauten Palace-Hotels in San Franzisko. Ich schlief noch, als um 5 Uhr morgens mein Zimmer wie ein Betrunkener zu wanken begann. Im Nachthemd lief ich mit meiner alten Fanny — sie ist noch jetzt bei mir — die Treppe hinunter. Unten sagte uns der Hoteldirektor ganz ruhig: „Meine Herrschaften! Ich kenne die heftigen Erdbeben.“

Jetzt sind die ersten Stöße vorüber — jetzt können Sie ruhig jeder noch einmal auf Ihr Zimmer hinauf und sich das Nötigste holen, was Sie für die nächsten Tage brauchen werden.“ Die meisten von uns wagten den letzten Gang. Es zeigte sich aber, daß wir Frauen doch mehr Dürst haben, als ihr Männer. Man mußte sich allerdings in zwei Sekunden entscheiden. Was brachte ich mir von meinen Sachen? Diesen meinen langen Pelzmantel und mein Täschchen mit ein paar Dollars. Eine Kollegin von mir holte sich ihren Schlafrock und ein Paar Reistiefel. Das war auch ganz vernünftig, was aber brachten die Männer? Caruso gar nichts; denn er war vor lauter Beten und Weinen zu gar keinem Entschluß gekommen. Scotti brachte sich eine Zeitung und einen Kopfpolster (dabei hatte er nichts als Hemd und Unterhose am Leibe), Kapellmeister Berg sein Zähnbürstchen und eine Flasche Mundwasser — die wohlgefüllte Brieftasche hatte er auf demselben Nachtläschchen liegen lassen. — Burgkaller, der berühmte Banreuther Parfisar, brachte — nun, was glauben Sie — seine Kopfbürste in der einen und ein lebendes Huhn in der anderen Hand mit. Wie so es ihm in die Hand gelaufen, wußte er selbst nicht. Dafür hatten all die Herren ihr Leben gewagt! „O, Ihr Herren der Welt!“

Die „vornehme“ Dame.

Einen neuen Beweis, daß mit Vornehmheit in sozialer Hinsicht sich nicht immer auch Vornehmheit der Befinnung und Herzensadel verbinden, lieferte jüngst eine, der ersten Gesellschaftsklasse angehörende Dame in Konstantinopel, die das Pech hatte, eine größere Geldsumme zu verlieren. Ein 12-jähriges Mädchen kommt aus dem Männer- und beobachtet, wie einer gerade vorübergehenden Dame, ohne daß diese etwas wahrnimmt, das Portemonnaie aus der Tasche fällt. Das Mädchen springt hinzu, hebt das Verlorene auf und öffnet das Geldtäschchen, in dem sich neben einem geringen Betrag Kleingeld ein 100-Markschein befand. Freudestrahlend über ihren glücklichen Fund lief die Kleine der Dame, die eine luxuriöse Pelzgarnitur trug, nach und händigte ihr das Gefundene ein. Mit einem feinen „danke schön, mein Kind“, und ohne das Mädchen eines freundlichen Blickes zu würdigen, nahm diese weibliche „Vornehmheit“ das Geld gierig in Empfang und schritt stolz weiter, das verblüffte Kind stehen lassend. — („Was für Gefühle mochten in der unschuldigen Seele dieser ehrlichen Funderin aufsteigen sein! Vielleicht befindet sich die erkannte Dame darauf, zu welchem Funderlohn sie das Geset verpflichtet, ansonst wir uns genötigt sehen könnten, in einer der nächsten Nummern uns näher mit ihrem Namen und Stand zu beschäftigen.“ — bemerkt dazu ganz richtig die „Kunst-Abendzeitung“, der wir diese Notiz entnehmen.)

Eine weibliche Verteidigung.

Unter den 18 bei den Pariser Gerichten zur Rechtsanwaltschaft zugelassenen Damen, von denen allerdings nur fünf in der Praxis tätig sind, ist Mademoiselle Miroportski die eifrigste und erfolgreichste und hat als vielbeschäftigte Verteidigerin einen Ruf erlangt, der sie mit den tüchtigsten ihrer männlichen Kollegen in erfolgreichsten Wettbewerb treten läßt. Die auffallend hübsche, lebhaftige Dame, die heute erst 24 Jahre zählt, wurde bereits vor vier Jahren zur Rechtsanwaltschaft zugelassen und gewann ihren ersten Prozeß bevor sie noch 21 Jahre alt war. Ein Mitarbeiter des „Standard“ hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Fräulein Miroportski, die nach London gekommen ist, um dort einen Vortrag zu halten, zu interviewen. „Meine Praxis umfaßt alle Arten von Prozeßfällen“, erklärte das französische Fräulein Rechtsanwältin, „Ehe-, Scheidungs- und Strafsachen, aber besonders oft habe ich in Ehecheidungsprozessen plädiert. Meinem persönlichen Geschmack nach bin ich am liebsten aber in Kriminalsachen tätig. Die Atmosphäre des Schwurgerichts hat ihren ganz eigenen, scharf ausgeprägten Wesenscharakter. Hier, wo es sich nur zu oft um Leben und Tod handelt, kommt einem das Gefühl der Verantwortung erst so recht und mit neuem spürbarer Eindringlichkeit zum Bewußtsein. Und dann hat man es auch mit einer Jut und nicht mit einem gelehrten Richter zu tun, dem die Theorie und Praxis des Rechts von Grund aus geläufig und Berufssache ist. Ich konzentriere stets all meine Energie auf die Geschworenenbank. Aber ich habe kein Vertrauen zu langatmigen, an die Jury gerichteten Reden. Ein Bajonettangriff muß, um seiner Wirkung sicher zu sein, kurz und wuchtig sein, und nach dieser Taktik richte ich auch mein Plädoyer ein, für das ich eine Zeit von 10 bis 30 Minuten als ausreichend erachte. Ich habe mich dieser Methode auch mit Erfolg bei allen meinen Verteidigungen bedient, die die verschiedensten Strafsachen betrafen. Junge Frauen, die ihre Liebhaber ermorden, und junge Männer, die das Gleiche mit ihren Geliebten getan haben, und allerlei Helden und Heldinnen von Leidenschaftsdramen, in denen der Revolver oder das Messer ihre verhängnisvolle Rolle gespielt, figurieren in der Liste meiner Klienten. Mein erster Prozeß betraf eine Kindsmordaffäre. Mit Ausnahme von einem Fall habe ich meine Klienten durchgebracht.“ Auf die durch diese Bemerkung angeregte Frage des Interviewers, ob nicht das Gefühl auf die Rechtsempfindung französischer Geschworenen mehr oder weniger starken Einfluß gewinnt, antwortete Fräulein Miroportski ausweichend, „das ist eine heikle Frage. Wir dürfen nicht vergessen, daß in diesem Punkt die Anschauungen von Engländern und Franzosen sehr weit auseinandergehen. Aber ich will gern und gut zugeben, daß sich meine individuelle Meinung mit der, die ich mir als Juristin bilde, nicht immer in Übereinstimmung befindet. Mein, wenn ich plädiere, denke ich nur an meinen Klienten, und habe nur den ausschließlichen Gedanken, ihn oder sie frei zu bekommen.“ Auf die weitere Frage des Interviewers, ob ihre Erträge nicht den Reichtum und die Effervescenz ihrer männlichen Kollegen erregt haben, bemerkte die französische Rechtsanwältin lächelnd: „Selbstverständlich sind sie nicht gerade länderlich erbaut. Ich werde mir immer mit der ausgeführtesten Vorsicht

behandelt, aber von einer Unterfertigung kann in keinem Fall die Rede sein. Ich bin völlig auf mich selbst angewiesen. Möglich, daß meine Kollegen dabei von dem beunruhigenden Gefühl gelähmt werden, daß ich als Aufklärungsposten für eine hinter mir marschierende, starke, weibliche Armee diene, die sich einschickt, ihnen ihre von der Zeit geheiligt und verbrieften Privilegien freitig zu machen.“

Gerichtsaal.

Stuttgart, 10. Jan. Der Wirt Gottlieb Schwegler von Baach hat im Herbst 1910 aus 426 kg spanischen Trauben etwa 320 Liter Wein hergestellt, dem Quantum 75 Liter Zuckermasse zugesetzt und den Wein im Kellerbuch als ungezucker bezeichnet. Wegen Vergehens gegen das Weingesetz wurde er von der Strafkammer zu 50 M Geldstrafe verurteilt. Außerdem erkannte das Gericht auf Einziehung des noch vorhandenen Weines.

Haus und Hof.

Ein Gemüsehobel zum Selbstherstellen.

Jeder kann sich nach der folgenden Anweisung selbst einen Gemüsehobel herstellen, wenn er folgendermaßen verfährt: In ein glattehobelttes Brett werden zwei Drahtlampen von der Breite einer Messerschneide eingeschlagen.



Dieses Brett wird am besten aus einem recht harten Holze sein, vielleicht Buche oder am allerliebsten Rotbuche. Das hat den Grund, daß solche harte Hölzer die scharfen und ätzenden Gemüsehobeln weniger leicht auslaufen und daher besser zu reinigen sind. Dann steckt man in die Drahtlampen ein Messer, und zwar ein gut stählernes und scharf geschliffenes, mit der Schneide nach oben. Für Gurken, Rettich und Suppenwurzeln kann das Messer ganz kurz sein, für Kraut, Kohl, Kürbis nimmt man ein langes, sogenanntes Fleischermesser. Gegenüber den käuflichen Gemüsehobeln hat dieser sogar den Vorzug, daß er leichter als ein solcher zu scharfen ist und daß man das Messer auch anderweitig in der Wirtschaft verwenden kann. Der Hobel ist sogar verstellbar. Man braucht nur zwei Holzteilchen außerhalb der Drahtlampen einschneiden, um den Abstand der Schneide von dem Brett festzustellen, so hat man es in der Hand, die gehobelten Gemüsehobeln blickt oder feiner ausfallen zu lassen, was man übrigens auch durch festeres Anziehen der beiden Drahtlampen regulieren kann.

Handel und Volkswirtschaft.

Fruchtmärkte.

(Die Preise verstehen sich per Doppelzentner.)
 Eberach: Gerste 20,60—21,20 M, Haber 18,40—20 M.
 Langenau: Kernen 22,85—23,50 M, Weizen 22,60 bis 23 M, Gerste 21—21,20 M, Haber 19,40—19,80 M.
 Wiedlingen: Gerste 20,60—21,20 M.
 Badsee: Kernen 21,40 M, Haber 13,40—19,80 M.
 Wadensburg: Weizen 22,40—22,60 M, Haber 18,80 bis 19,90 M.
 Müm: Kernen 22—22,60 M, Weizen 21,60—23 M, Gerste 20,20—21,20 M, Haber 19,80—20,40 M.
 Binnenden: Haber 19—19,20 M.
 Weich: Dinkel 17—17,40 M.
 Giengen: Weizen 22—22,40 M, Gerste 21—21,20 M.

Auf den württ. Fruchtmärkten

sind im Monat Dezember verfloßenen Jahres 1980 Doppelzentner Weizen, 4550 Dg. Kernen, 8154 Dg. Gerste, 304 Dg. Roggen und 8717 Dg. Hafer umgesetzt worden. Der Verkaufspreis belief sich pro Doppelzentner auf: 20 bis 23,20 M, bei Weizen 20—24,40 M, bei Kernen 18,60—21,60 M, bei Gerste 19—23,40 M, bei Roggen und 17,80—20 M bei Hafer. Der Durchschnittspreis — berechnet aus dem Gesamtwert der verkauften Mengen — belief sich bei Weizen auf 21,92 M pro Dg., (Vormonat 21,69), bei Kernen auf 22 M (21,65), bei Gerste auf 20,80 M (20,64 M), bei Roggen auf 20,56 M (21,01 M) und bei Hafer auf 18,92 (18,76 M). Weizen, Kernen, Gerste und Hafer sind also gegenüber dem Vormonat im Preise gestiegen. Der aus den auf sämtlichen Fruchtmarkenorten Deutschlands verkauften Menge berechnete Durchschnittspreis ist für alle Fruchtarten weit niedriger als der Preis auf den württ. Märkten. Der Reichsdurchschnitt betrug für Weizen 20,17 M pro Dg., für Kernen 21,93 M, für Gerste 20,01 M, für Roggen 17,74 M und für Hafer 18,15 M pro Doppelzentner.

Hopfen

Münchener Hopfenpreiszeitel der letzten Woche.
 Preise für 50 kg, am 6. Jan. 1912: Gebirgshopfen 305 bis 316 M, Markthopfen prima 295—300 M, dto. mittel 285 bis 290 M, Hallertauer prima 320—325 M, dto. mittel 295 bis 315 M, dto. geringe 270—280 M, Hallertauer Siegel prima 330—340 M, dto. mittel 310—325 M, Württemberg prima 315—325 M, dto. mittel 300—310 M, Spalter Land 300—325 M, Gieseler prima 310—315 M, dto. mittel 290—305 M, Münchener 290—305 M.

Rind- und Schweinemärkte.

Eberach: Milchschweine 13—22 M, Käufer 80—104 M.
 Blausteden: Milchschweine 16—34 M.
 Gratzheim: Auf dem letzten Viehmarkt wurden verkauft 7 Dausen zu 400—700 M, 8 Stiere zu 125—320 M, 1 Kuh zu 270 M, 20 Rinder zu 100—360 M je pro Stück.
 Gaildorf: Milchschweine 30—38 M.
 Giengen: Milchschweine 22—32 M, Käufer 51—77 M.
 Hall: Dausen 850—1250 M, Rabe 166—560 M Jungvieh 140—430 M.
 Gailingen: Milchschweine 16—24 M, Käufer 36—76 M.
 Heilbronn: Milchschweine 12—23 M, Käufer 40—90 M.
 Heilbronn: Milchschweine 20—30 M.

Achtung!

Wähler

Achtung!

Der Volksverrat ist da!

Wer die in Wildbad noch nie dagewesene, geistig und politisch tiefstehende, niedrige heimtückische, selbst vom schlimmsten Jesuitengeist nicht zu übertreffende Wahlmache in der gestrigen „Wildbader Chronik“ gerichtet gegen die Volkspartei, gegen Herrn Schweickhardt und gegen die Führer der Deutschen Partei, und unterzeichnet mit „Einer für Viele“, sagen wir aber richtig „Einer für sehr Wenige“, gewissenhaft prüft, der muss und wird finden, dass diese ganz armselige Aktion nur darauf gerichtet ist,

auf die politische Dummheit der Wähler zu spekulieren und diese ins Keppler'sche Lager zu führen.

So dumm sind aber weitaus die meisten Wildbader Wähler nicht, daß sie sich vom Zentrum, mit der konservativen Flöte begleitet, kommandieren lassen.

Als vor einigen Tagen in einer Wahlversammlung im 9. Wahlkreise an den konservativen Kandidaten die Frage gestellt wurde: „Was hat die konservative Partei jemals für die Arbeiter und Aermsten getan“, da blieb der Konservative Rede und Antwort schuldig.

So sieht die Arbeiter- und Mittelstandsfreundlichkeit der Konservativen aus.

Also Wähler:

Seid auf der Hut und wählet erst recht als einzige richtige Antwort auf die „famosen“ Auslassungen in Nr. 5 der „Wildbader Chronik“ den bisherigen erprobten Abgeordneten

Schweickhardt

Die Wahlhandlung endigt heute abend punkt 7 Uhr!

Bekanntmachung.

Am nächsten
Samstag, den 13. Januar ds. J3.
nachmittags 5 Uhr
findet in öffentlicher Sitzung der bürgerlichen Kollegien die Beeidigung der neu gewählten Gemeinderatsmitglieder statt, wozu die Bürgerchaft hiemit eingeladen wird.
Wildbad, den 11. Januar 1912.
Stadtschultheißenamt: Böhner.

Der Telefon-Verkehr

ist heute bis 10 Uhr abends verlängert und kostet jedes Stadtgespräch in der Zeit zwischen 9 und 10 Uhr 20 Pfg. Auswärtige Gespräche ohne Aufschlag.



Todesanzeige.

Berwandten, Freunden und Bekannten die schmerzliche Nachricht, daß meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Großmutter und Schwiegermutter

Rosine Rath

geb. Haug
gestern im Alter von 62 Jahren nach kurzem Leiden sanft verschieden ist.

Um stille Teilnahme bitten
die trauernden Hinterbliebenen.
Beerdigung Samstag mittag 2 Uhr.

CAFÉ BECHTLE



Heute u. folgende Tage
große
Schlachtpartie

wozu freundlichst einladet

Ch. Bechtle.

Von 10 Uhr ab wird Wahlspeck etc. verabreicht.

Junges, fettes Kuhfleisch

das Pfund zu 70 Pfg.
empfiehlt
Hermann Schmid,
Mehgermstr.

Schönes, fettes Kuhfleisch

das Pfd. zu 56 Pfg. empfiehlt
heute und folgende Tage
Karl Krauß,
Straubenberg.

Freibank.

Junges, fettes Kuhfleisch

das Pfund zu 50 Pfg. ist von
Samstag früh 8 Uhr ab zu
haben.

Turnverein Wildbad.

Sonntag nachmittag
von 5 Uhr ab
gemütliches
Beisammensein
im „Graf Eberhardt“
wozu die Mitwirkenden der Weih-
nachtsfeier eingeladen sind.
Der Vorstand.

Zwangs- Versteigerung.

Im Wege der Zwangsvollstreckung
werden Morgen Samstag, den
13. ds., nachmittags 1 Uhr, im
Pfundlokal, 1 Kleiderkasten, 1
Sofa, 1 Waschkommod mit
Marmorplatte u. Spiegelauf-
satz, 1 Sekretär und 2 Kof-
haarmatrasen, öffentlich gegen
sofortige Barzahlung versteigert, wo-
zu Kaufsliebhaber einladet.
Wildbad, 12. Jan. 1912.
Gerichtsvollzieher: Bott.

Orangen

empfiehlt **Ch. Bechtle.**

Volks - Verein Wildbad der fortschrittlichen Volkspartei.

Bei der heute stattfindenden Reichstags-
wahl bitten wir unsere Mitglieder und Freunde,
Mann für Mann zu wählen, Freunde und Be-
kannte aufzusuchen und sie zur Wahl herbeizuholen
mit dem Stimmzettel

Schweickhardt

in der Hand.

Eine einzige Stimme kann den
entscheidenden Ausschlag geben.

bleibe kein Wähler zu Hause, es ist eine
deutsche Ehrenpflicht, am Wahltag sein Wahlrecht
auszuüben.

Unsere Vereinsmitglieder bitten wir, sich recht
energisch an der Wahlarbeit beteiligen zu wollen.
Abends 9 Uhr treffen sich die Mitglieder zur Entgegen-
nahme der Wahlergebnisse im Gasthaus zur Sonne.

Der Ausschuß des Volksvereins der Fortschrittlichen Volkspartei Wildbad.

Schweickhardt'sche Wahlzettel liegen auch in sämtlichen Wirtschaften
auf und sind bei den Wirtschaftsinhabern erhältlich.



Samstag mittag von 1 Uhr ab
werden

Kohlen

am Lager abgegeben.

Der Vorstand.

Fische

sind v. Kassier Rumm z. hab.

Zum Ausuchen!

Ein Sortiment schön garnierte
— gefütterte —

farb. Blusen

jedes Stück
Mk. 6.50

bei
H. Schanz
Damen- und Kinderkonfektion.

